Zeitschrift: Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy

Herausgeber: Schweizerische Philosophische Gesellschaft

Band: 45 (1986)

Artikel: Notizen zur "Theogonie" Ludwig Feuerbachs

Autor: Braun, Hans-Jürg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-883112

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Studia Philosophica 45/1986

HANS-JÜRG BRAUN

Notizen zur «Theogonie» Ludwig Feuerbachs

I. Am 10. April 1857 schreibt Ludwig Feuerbach an seinen Freund Arnold Ruge: «Ihr Rundschreiben[1] [es betrifft den Plan einer Zeitschrift] traf hier gerade an demselben Tage ein, an dem ich das Manuskript eines neuen Werkes, betitelt: «Theogonie, nach den Quellen des klassischen, hebräischen und christlichen Altertums», die Frucht sechsjähriger Studien, dem Wigand zum Verlage und Druck überschickt hatte.» Ruge ist einer der wenigen Leser der Theogonie, die eine eingehendere Rezension liefern – und zwar in der Zeitschrift «Deutsches Museum», Leipzig 1858[2]. Sonst aber erfährt das Werk, dem Feuerbach selbst grosse Bedeutung beimisst, kaum Beachtung. Nach seinem Auftritt in Heidelberg und den 1851 publizierten Vorlesungen über das Wesen der Religion schwindet das Echo der Öffentlichkeit[3]. Pläne, eine neue Heimat zu suchen und dabei Angebote von Freunden ernstlich zu prüfen, die eine Auswanderung nach den Vereinigten Staaten empfehlen[4], zerschlagen sich. Der Wunsch aber, sich selbst irgendwann örtlich zu verändern, bleibt bis in die späten Jahre.

Zentrales Thema der Theogonie ist der Wunsch. Die Religionskritik Feuerbachs als genetisch-kritische Durchdringung sehr vieler damals verfügbarer Materialien endet bei einer Theorie des religiösen Wunsches.

Fünf volle Jahre versucht Feuerbach, auf dem Lande unter erschwerten Bedingungen, ohne die für ein solch gelehrtes Werk erforderlichen materiellen Mittel, die Theogonie als sein letztes Wort in einer Sache, die seinen ganzen Weg bestimmt, zu formulieren. Bereits im März 1848[5], acht Monate vor Beginn der Heidelberger Vorlesungen, erklärt Feuerbach, er plane ein Buch, in dem «Satz für Satz die historische Richtigkeit und Wahrheit meiner Gedanken bewiesen»[6] werden solle. Die Anwendbarkeit jener religionskritischen Methode, die in Feuerbachs Frühzeit ihre Grundlegung fand, muss sich abermals

[1] SW XIII, S. 222.
[2] A. Ruge, Briefe über Ludwig Feuerbach und seine Theogonie, in: Deutsches Museum, hg. v. R. Prutz, Leipzig 1858.
[3] Vgl. W. Bolin, Biographische Einleitung zu SW XII, S. 127ff.; H.-M. Sass, S. 113ff.
[4] W. Bolin, a.a.O., S. 142; H.-M. Sass, S. 115f.
[5] SW XIII, S. 156.
[6] Ebenda.

Korrespondenzadresse: Prof. Dr. Hans-Jürg Braun, Forchstrasse 50, CH–8008 Zürich

unter dem Vorzeichen des einzigen Themas, dem er verpflichtet ist, nämlich Religion und Mensch, erweisen. Bemerkenswert bleibt, dass die Theogonie, wenn ihr auch neuere Stimmen[7] zumindest eine noch nicht voll ausgeleuchtete Eigenständigkeit zusprechen, bisher kaum ernstlich diskutiert, vielmehr nur randständig behandelt wurde[8]. Gerade deshalb stellt sich folgende Frage: Wie ist die Äusserung Feuerbachs selbst zu verstehen, wonach gerade dieses Werk den reifen Mann kennzeichne, «Das Wesen des Christentums» aber nur als ein Werk der Jünglingszeit zu gelten habe[9]? Um eine Antwort zu finden, haben wir zunächst einen knappen Rückblick auf frühere Positionen und Schritte Feuerbachs zu geben. Dabei geht es um die Stellen, an die die Theorie des theogonischen Wunsches als des entscheidenden Konstituens der Religion anknüpft.

II. Feuerbach beginnt seine Religionsanalyse im «Wesen des Christentums» mit einer Bestimmung des Bewusstseins[10], die den Menschen auszeichnet. Bewusstsein als die Fähigkeit zur Reflexion gestattet dem Menschen Selbstpolarisierung und Selbstproblematisierung. Der Mensch kann sich, wie Feuerbach sagt, an die Stelle des Andern setzen. Mit der Bestimmung des Bewusstseins erscheint zugleich die Einzigartigkeit des menschlichen Wesens. Die Betonung der Eigenart menschlichen Bewusstseins wird Fundament für den Versuch, das tradierte Gott-Welt- bzw. Gott-Mensch-Verhältnis zu verändern – im Sinne einer Konzeption von Religion, die radikal vom metaphysisch-theologischen Theismus abweicht und die Gottheit nur vom Menschen her versteht. Die Fähigkeit des Menschen, über sich selbst hinauszugehen und nach dem Unendlichen zu streben, ist nichts von aussen oder sonst in den Menschen irgendwie Hineingelegtes, sondern integrierter Bestandteil des Bewusstseins. Aber erst der transzendierende Ausgriff bringt das Bewusstsein in seiner Gänze hervor, d.h. Bewusstsein im strengsten oder eigentlichen Sinne ist Bewusstsein des Unendlichen.

Man kennt die Folgerung, die sich für Feuerbach ergibt: der menschliche Ausgriff nach dem Unendlichen gilt nicht als metaphysischer Überstieg zu ganz Anderem, sondern nur als Vollzug des bei sich selbst seienden Bewusstseins: «das Bewusstsein des Unendlichen ist nichts andres als das Bewusstsein

[7] K. Löwith hat mich im Herbst 1970 auf diese Situation in der Feuerbachforschung ausdrücklich aufmerksam gemacht.

[8] Ein Blick in die neuere Literatur von besonderem Rang genügt: Vgl. E. Kamenka, The Philosophie of Ludwig Feuerbach, London u. New York 1970, oder M. W. Wartofsky, Ludwig Feuerbach, Cambridge Univ. Press 1977; eine umgrenzte Auseinandersetzung findet sich bei G. Nüdling, Ludwig Feuerbachs Religionsphilosophie, Paderborn 1936, ^{2}1961, S. 188–196.

[9] SW XIII, S. 241.

[10] GW 5, S. 28.

von der *Unendlichkeit des Bewusstseins*. Oder: im Bewusstsein des Unendlichen ist dem Bewusstsein die *Unendlichkeit des eigenen Wesens Gegenstand*»[11]. Religion als Genesis der Vorstellungen von Göttern und Gott, die Theogonie als den Menschen betreffendes Problem bestimmt Feuerbach (schon von seinen Anfängen her) in ihrem das Menschsein mitkonstituierenden Rang, weil menschliches Bewusstsein im Grunde immer nur religiöses Bewusstsein sein kann. Feuerbachs transzendental-religiöse Interpretation des menschlichen Bewusstseins und damit auch der Existenz des Menschen ist bedingt durch sein Verständnis der Natur des Bewusstseins, wonach Bewusstsein nicht als isoliert objektives, allein auf Gegenstände ausserhalb seiner gerichtetes gesehen werden darf, sondern als ein Erfahrung von Aussendingen realisierendes im Sinne eines um sich selbst wissenden (reflexiven) Ich-Bewusstseins. Feuerbachs kritischer Gang durch den Phänomenbestand des Religionskosmos legitimiert sich in betontem Ernstnehmen jener Grundwahrheit, dass Erfahrung von Dingen immer Selbsterfahrung, Wissen von Objekten immer auch Selbstbewusstsein einschliesst.

Feuerbachs religionskritische Sätze, die das «Wesen des Christentums» berühmt machen, finden sich alle im gleichen Kontext, nämlich einer Auslegung des von der religiösen und theologischen Tradition behaupteten Gegenübers der Gottheit und des Menschen. Dieses Gegenüber aber als Entzweiung des Menschen mit sich selbst zu fassen, bleibt Feuerbachs Aufgabe; sie gelangt mit der Theogonie zu ihrem Ende. Im kritischen Durchblick durch Formen der Entzweiung des Menschen mit sich selbst die Selbstfindung als Einheit mit sich in dem Sinne zu befördern, dass sich der Mensch als Wesen zu verstehen lernt, das allein göttlich genannt werden darf, ist das mit Feuerbachs Theogonie erreichte Ziel[12].

III. Das abstrakte Gegenüber der Gottheit und des Menschen muss für diesen als Entfremdung seines eigenen Wesens aufgewiesen werden; und zwar, indem die Vollkommenheit, die der Gottheit zukommt, sich im Wunsch, selbst vollkommen zu sein, artikuliert. Feuerbachs anthropotheistisches Denken mit enthusiastischen Hinweisen auf das Bewusstsein als «das charakteristische Kennzeichen eines vollkommnen Wesens»[13] erwächst aus einer dem Sein des Menschen entspringenden elementaren Erfahrung: aus dem Gegensatz von alltäglich-faktischer Realität und wesentlichem Sein als einem Seinsollen.

Der Mensch lebt seine empirische Individualität in der Beziehung auf die Transzendenz seines Wesens, im Glauben an die Wahrheit seines Seins. Nichts

[11] GW 5, S.30.
[12] GW 11, S.257.
[13] GW 5, S.36.

anderes kann der Mensch glauben, als was er selbst in seinem Wesen ist. «Sein Glaube ist das Bewusstsein dessen, was ihm heilig ist; aber *heilig* ist dem Menschen nur, was sein *Innerstes,* sein *Eigenstes,* der *letzte Grund,* das *Wesen* seiner Individualität ist»[14]. Das Wesen des Menschen, aus dem sich sein religiöses Wesen zu allen Zeiten herleitet, ist im konkreten, geschichtlich lebenden Menschen realisiert. Die Selbsterfahrung des Menschen weist auf ein uneingeschränktes Ganzes hin, das aber nicht beliebiger phantastischer Vorstellung entspringt, sondern eben als Wesen bereits im empirischen, individuellen Menschen drinsteckt. Dieses uneingeschränkte Wesen des Menschen nennt Feuerbach Gott und meint damit zugleich, vom erfahrbaren Widerspruch im Menschen selbst her, die Gottheit entspringe in den Formen, in die sie sich (überall) differenziert, einem Gefühl des Mangels: was «der Mensch *vermisst* – sei dieses nun ein bestimmtes, bewusstes oder unbewusstes Vermissen – das ist *Gott*»[15]. Weil der Mensch die Differenz zwischen einem in ihm waltenden Imperativ, vollkommen zu sein, und der ständig erlebten Unvollkommenheit nicht erträgt, verschiebt bzw. verdrängt er diese Differenz zwischen Vollkommenheit und Unvollkommenheit derart, dass er als der in sich selbst unvollkommene Mensch die gewünschte Vollkommenheit ausserhalb seiner als Gottheit sucht. Im Erleben der Differenz zwischen geforderter Vollkommenheit und faktischer Unvollkommenheit wurzelt alle religiöse Konstitution. Feuerbachs religionskritischer Ansatz intendiert keine Abschaffung der Gottheit, keine Deklaration der Nichtexistenz des Göttlichen, sondern impliziert ein neues Modell für das religiöse Selbstverständnis des Menschen. Die destruierende Befragung der als aussermenschlich vorgestellten Sphäre des Göttlichen will dem Bezug von Gott und Mensch einen ermöglichenden Grund (in vorausgesetzter Identität von Gott und Mensch) sichern. Das heisst: Wäre die Gottheit radikal anderen Wesens als der Mensch, so vermöchte der Mensch sie zu ignorieren und perfekter Atheist zu sein. «Wie könnte», sagt Feuerbach, «er [der Mensch] in Gott Trost und Frieden finden, wenn Gott ein wesentlich anderes Wesen wäre? Wie kann ich den Frieden eines Wesens teilen, wenn ich nicht seines Wesens bin?»[16]. Als besonderen Beweis unterstreicht Feuerbach Inkarnation wie Passion eines menschlichen Gottes im Sinn einer Chiffre des gottgewordenen göttlichen Menschen[17]. Bei aller Restriktion bzw. kulturellen Rückständigkeit deutet für Feuerbach Religion somit auf die Wahrheit des Menschen als eines um sich selbst leidenschaftlich besorgten. In der Religion realisiert sich der Mensch – freilich noch verdeckt[18].

[14] GW 5, S.128.
[15] GW 5, S.148.
[16] GW 5, S.91.
[17] GW 5, S.117.
[18] GW 5, S.28ff. u.ö.

IV. Die Theogonie vom Jahre 1857 sagt in anderem Vokabular dasselbe: «Gott ist ein Superlativ, aber der Positiv dieses Superlativs ist der Mensch ...»[19] Aber im Stil wie in ihren Ergebnissen verlässt sie die noch von idealistischen Denkbahnen zeugenden Texte der mittleren Zeit, um der triebbesetzten Sphäre des *Wunsches* ausschliessliche Beachtung zu schenken.

Wohl ist Gott das übermenschliche, unendliche Wesen, aber wohlgemerkt das unendlich menschliche, das übermenschlich-menschliche Wesen – ein Wesen, das mehr, unendlich mehr ist als der Mensch selbst. Feuerbach bietet mit der Theogonie eine Probe der eigentümlichen Methode seines Philosophierens. Er nennt dies Buch seine einfachste, vollendetste, reifste Schrift[20]. In ihr habe er sein ganzes geistiges Leben von Anfang bis zu Ende reproduziert. Sie verhalte sich zum «Wesen des Christentums» wie der Mann zum Jüngling, wie der Meister zum Schüler, wie das ‹Es ist Tag› zum ‹Es wird Tag›, wie die faktische Gewissheit und Abgemachtheit der Poesie zur Beweisvermittlung der Philosophie[21].

Die anthropologische Religionsdeutung ist jetzt belegt durch besonders umfangreiches Quellenmaterial; philologische Gelehrsamkeit als Vertrautheit mit antiken Sprachen sticht hervor. Urstätten der Anthropologie sind Ilias und Odyssee; Homer gilt als Bibel der Anthropologie. Nicht mehr Hegel, nicht Fichte oder sonst einer der Denker jüngster Vergangenheit scheinen geeignet, Diskussionen zu befördern, die in die Urkonstitution der Religion hineinleuchten. Feuerbach selbst nennt sich Homeride; er will damit seine Anthropologie in Traditionen einordnen, die älter sind als die christliche[22]. Er möchte für immer dartun, dass der Theogonie als Gottwerdung im Menschen eine allgemein-menschliche, Zeiten übergreifende Gültigkeit zukommt. «Was meine philosophische Methode, meine Art und Weise, die Dinge zu behandeln, betrifft, davon habe ich eine Probe in meiner Theogonie geliefert: prinzipielle Fragen anhand der Empirie, Gegenwärtiges aus ferner Vergangenheit oder vielmehr wie Historisches behandelt. Mein geistiges Wesen ist kein System, sondern eine Erklärungsweise. Ich verhalte mich zu meinem Gegenstande, wenigstens zu dem hauptsächlichsten, den ich zum Thema meiner Schriften gemacht, wie der Naturforscher zu seinem Gegenstande ... Ich suche eine Tatsache zu erklären, aber nicht eine schon im Denken vorher zube-

[19] GW 7, S.280.

[20] Soweit das Buch von Philosophierenden und Theologen gelesen wurde, steht es im Geruche, eine mühsam rezipierbare, weil mit schwerfälliger Zitatenrüstung versehene Sammlung von kaum originellen Variationen zu diesem Thema zu sein. Arnold Ruge sagt: «Sehr schöne Variationen sind es, die alle an die vorzüglichsten Erinnerungen aus dem Altertum anknüpfen und einen Sinn hineinbringen, der jeden erfreuen muss, dem die Lust des Denkens (noch) nicht verloren gegangen ist» (Briefe ..., S.246).

[21] SW XIII, S.241.

[22] SW XIII, S.247.

reitete, von der Art der Erklärung vorausbestimmte, gedachte Tatsache, ... sondern rein empirische, durch empirische Mittel und Studien gegebene Tatsachen. Daher ich stets Stellen, tatsächliche Äusserungen des Religions- oder Menschenwesens vorausschicke, wenngleich diese wie im Wesen des Christentums und im Wesen der Religion, scheinbar nicht in der Weise der Empirie, der Gelehrsamkeit, sondern im Gedankenauszug gegeben werden»[23]. In all dem geht es um Erfassung der psychischen Genesis und des immanent menschlichen Sinnes religiöser Bewusstseinsinhalte. Die Theogonie thematisiert Erfahrungen, in denen der Mensch äussere Notwendigkeiten als Schicksalsmächte interpretiert und in solchem Vollzug seine Götter entstehen lässt. Ist sich aber der Mensch auf der von Feuerbach angestrebten Reflexionsstufe dessen *bewusst,* dass in seiner jeweiligen Lebenskonstellation rein aus ihm selbst und in seinem Bezug zur Natur Notwendigkeiten (Schicksale) erwachsen, so bedarf er ausserhalb seiner keines Gottes mehr.

V. Weil Feuerbach den Gedankengang der Theogonie durch Exkurse belastet, die er selbst als abschreckenden antiquarischen Wust bezeichnet[24], darf man seine Selbstinterpretation aus dem Jahre 1855 nicht überhören. Er sagt, die Theogonie sei auf möglichst allgemeinem weltbürgerlichen Standpunkt verfasst, von scholastischen Ausdrücken frei, auch von speziellen Beziehungen auf die deutsche Schulphilosophie, zudem sei sie gegen allen transzendentalen, philosophischen, religiösen, politischen und selbst juridischen Absolutismus gerichtet. Wolfgang Harich, der Bearbeiter der Ostdeutschen Gesamtausgabe, bemerkt, dass alle in früheren Werken von Feuerbach erarbeiteten Prinzipien der Religionserklärung (Einbildungskraft, Abhängigkeitsgefühl, Selbsterhaltungs- und Glückseligkeitstrieb als Quellen religiöser Vorstellungen) in der Theogonie konsequent zur radikalsten Aussage Feuerbachs über das Wesen der Religion fortentwickelt werden: Aus schmerzlich empfundener Ohnmacht in irdischer Bedürftigkeit entspringen Wünsche, deren Nichterfüllung zur Vorstellung einer Erfüllung im göttlichen Bereich treibt[25].

In immer neuen Anläufen expliziert Feuerbach den einen Grundgedanken: Götter enthüllen sich als Wunschwesen. Die Frage, welche subjektiven Kräfte des Menschen die Gottesvorstellung erzeugen, formuliert er eindringlicher und ausschliesslicher als früher. Weniger der religiöse Gegenstand selbst steht im Blick der Untersuchung als vielmehr dessen anthropologische Voraussetzung, welche lautet: Alle religiösen Vorstellungen sind auf der Subjektseite zu verrechnen. Die göttlichen Gestalten tragen Züge des Menschen wie der Na-

[23] K. Grün, I, S. 135.
[24] SW XIII, S. 247f.
[25] GW 7 (Klappentext).

tur. Der psychische Apparat des Menschen gestaltet sie in der Weise, dass in Einbildungskraft und Glückseligkeitstrieb wurzelnde Gebilde auftreten. Gerade die homerischen Helden belegen dies auf die ihnen eigene Weise: Achill's Wunsch, unsterblichen Ruhm zu gewinnen, ist gekoppelt mit frühem Tod. Der Tod kommt auf kurzem Weg zu grossem Ruhm mit der Bitterkeit über den raschen und gewaltsamen Abbruch jungen Lebens. Für den, der Bitterkeit nicht erträgt, bieten sich Hilfe und Milde eines Gottes an.

Wie aber Achill, weil er als Held sein Schicksal von sich selbst her bejaht, bedarf auch Hektor keines Gottes extra hominem. «Wo ihn die Götter treulos verlassen, da wird sich Hektor wieder getreu, da ermannt er sich, da schwingt er sich noch einmal wie ein Adler empor, beseelt von dem Wunsche allein, nicht tat- und ruhmlos zu fallen, um zu beweisen, dass nicht die trügerische Pallas Athene noch ein blindes brutales Schicksal, sondern allein sein Heldensinn der Grund seines Heldentodes [ist]»[26]. Hektor erlangt Erfüllung im Vollzug seines Daseins als Krieger.

VI. Im Epilog der Erstausgabe seiner sämtlichen Werke hat Feuerbach den Kern der Theogonie als Kern seines ganzen Schaffens umrissen. Er stimmt Malebranche zu, wenn dieser von einer notwendigen (d.h. mit dem Begriff und Wesen einigen, identischen), vom Zufall und allen anderen Existenzen ausser ihm unabhängigen, unbedingten Existenz als dem Grundwunsch des Menschen spricht[27]. Der Mensch will wie die Gottheit sein; er will selbst Gott sein. Das heisst: der Mensch will das sein, was einen Gott zum Gotte macht. Er will keine Beschwerden leiden, nicht krank und überhaupt nicht elend sein, auch nicht altern und nicht sterben. Er will selig sein wie die Unsterblichen. Was der Mensch nicht ist, aber sein will oder zu sein wünscht, nur das (sonst nichts) ist die Gottheit. Spricht der Mensch z.B. von der Unendlichkeit des göttlichen Wesens, so ist ursprünglich damit bloss der Gegensatz gegen die empfindlichste Endlichkeit als Erfahrung der Zeitlichkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Daseins gemeint. Wird die Unsterblichkeit des Individuums (wie im modernen Christentum[28]) zum Hauptthema, so liegt darin zutiefst der Gegensatz zwischen Unendlichkeit und Endlichkeit. Feuerbach formuliert noch direkter: «Das Bewusstsein meiner Endlichkeit ist das schmerzliche Bewusstsein [eben auch] meiner Ohnmacht, [das Bewusstsein] meines Unvermögens, zu sein, was ich sein, zu können, was ich können will»[29]. Würden Können und Wünschen des Menschen zusammenfallen, so

[26] GW 7, S.172.
[27] GW 11, S.249.
[28] Hierzu hat Feuerbach schon in seiner Frühschrift «Gedanken über Tod und Unsterblichkeit» (1830) entschieden Stellung bezogen: GW 1, S.189ff.
[29] GW 11, S.251.

wüssten die Menschen nichts von Göttern; sie wären selbst göttlich. Das Tier, dem Feuerbach in seiner mittleren Zeit (durchaus im Sinne Hegels) eine ganz bestimmte Bedeutung beimisst[30], erscheint im Epilog in gleicher Funktion. Es kennt nichts von einer Gottheit, doch nur, weil sein Sein nicht über sein Können geht. Das Tier will immer das, was es sein kann; der Mensch aber will, was er nicht kann; er wünscht. Die Gottheit hingegen vermag, was sie will, ihr Können ist so unbeschränkt wie ihr Wollen. «Die Götter sind, was sie sind, von Geburt, von Natur»[31]. Vollkommen identisch mit sich können sie sich nicht mehr entwickeln, verändern, reifen. Sie sind und bleiben die, die sie stets waren. «Der von Natur unabänderlich fest bestimmte Beruf der Götter, ihre moira, ihr Talent, ist eins mit ihrem Leibe, ihrem Organismus, oder umgekehrt»[32]. Nur aus dem ewig peinlichen Zwiespalt menschlichen Könnens und Wollens entspringt die Vorstellung eines Wesens, das kann, was der Mensch wohl will, aber nicht kann und eben deswegen ein unendliches, höheres, vollkommeneres Wesen ist als der Mensch selbst.

Die Differenz zwischen Gott und dem Menschen steht unter dem selben Vorzeichen wie Feuerbachs ganzes Denken seit seiner Dissertation von 1828: nur Gleiches kann von Gleichem erkannt werden. Auf dieser Grundthese erhebt sich seine Kritik allen religiösen Erlebens und Verhaltens.

Ein Wesen, das vermag, was der Mensch überhaupt nicht begehrt, kann unmöglich als über dem Menschen stehend gedacht werden. Nur gleiches Wollen bei ungleichem Vermögen bietet den Massstab der Wertschätzung zur Über- und Unterordnung. Feuerbach verdeutlicht: Erst wenn ich ernstlich ein Maler sein möchte, stelle ich einen grossen Meister über mich, weil dieser kann, was ich nicht kann, aber können möchte. Was dem Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich. Können, was man will, das heisst - Herr sein. Deshalb sind Herr und Gott dasselbe. Gott ist der Herr des Lebens und des Todes, der Herr auch der Natur: Herr von allem, wovon der Mensch nicht Herr ist, aber Herr sein möchte. Eine Definition Feuerbachs lautet: «Gott ist nichts andres als der aus dem Scheffel des menschlichen Herzens ans Licht des Bewusstseins hervorgezogene, als ein persönliches Wesen herausgestellte, zum Gesetz oder vielmehr Gesetzgeber meines Tuns und Lassens erhobene, exaltierte Wille des Menschen, glücklich zu sein - der Gegenstand dieses Willens sei nun, welcher er wolle»[33].

VII. Wird etwa von Gott Allwissenheit ausgesagt, so waltet darin eine leere, nichtssagende Vorstellung, insofern der Mensch, der derart spricht,

[30] GW 5, S.28f.
[31] GW 7, S.175.
[32] GW 7, S.176.
[33] GW 7, S.306.

unter Allwissenheit «alles wissen» ohne Unterschied versteht - und nicht an den menschlichen Drang, etwas ganz Bestimmtes wissen zu wollen, denkt. Denn nur das Wissen dessen, was der Mensch nicht weiss, doch wissen möchte, ist wahrhaft wünschenswertes, preiswürdiges, göttliches Wissen, an das sich der Mensch in den Nöten seiner Unwissenheit mit religiösen Opfern, Gebeten, Kulten u.a.m. - insgesamt mit seinen Wünschen wendet. Ein Wesen, das weiss und kann, was der Mensch wissen und können möchte, vermag auch noch anderes, das nicht in den Bereich menschlicher Wünsche und Vorstellungen fällt. Doch dieses Mehr ist hyperbolisch, blosse Folgerung des über die göttlichen Prädikate und Eigenschaften ohne Erkenntnis ihres wahren Wesens und Ursprungs spekulierenden, sie, wie Feuerbach sagt, zu sinnlosen Aseitäten (zu Produkten einer generatio spontanea)[34] machenden Verstandes bzw. Unverstandes.

Das völlig jenseits der menschlichen Wünsche und Vorstellungen Liegende ist für den Menschen soviel wie das Nichts ..., überhaupt kein Gegenstand menschlicher Wertschätzung und Verehrung geschweige denn Vergötterung. Wenn Menelaos in der Odyssee zum göttlichen Proteus spricht: «Sage du mir, denn alles ja wissen die Götter»[35], so ist dies ein gutes Beispiel für menschliche Rede an die Adresse eines Gottes. Nichtwissend ist der Fragende, der Allwissende gibt Antwort. Fragen bedeutet Wissenwollen; göttliche Allwissenheit ist Triumph befriedigter menschlicher Wissbegierde.

Was als Kennzeichen der Allwissenheit gilt, gilt von allen Prädikaten, Eigenschaften und Kennzeichen einer Gottheit. Das göttliche Auge ist nur der innige Wunsch des menschlichen Auges, es möge keine Finsternis existieren, das göttliche Herz nur inniger, seliger Wunsch des menschlichen Herzens, dass keine Bosheit und Kümmernis es bedrücke. Zeus als Beschützer der Freund- und Bruderschaft verweist auf den Wunsch nach allgemeiner Menschenliebe. Der Unterschied zwischen anthropomorphistischen und göttlichen Eigenschaften oder Vorstellungen, zwischen dem Menschsein und dem Gottsein ist nur der Unterschied zwischen Arten und Gattung, Spezialitäten oder Modalitäten und der Wesenheit, zwischen Nebensachen und der Hauptsache einer menschlichen Eigenschaft, Kraft oder Tätigkeit.

Auch in der Theogonie vertritt Feuerbach eine aus dem «Wesen des Christentums» erneuerte Lehre, wonach göttlichen Prädikaten keine Realität zukommt, sofern sie wesenhafte sind.

Der Wunsch, nicht der Gedanke oder die Vorstellung, ist das erste, was bei der Bildung eines göttlichen Prädikates oder Wesens wirkt.

[34] GW 11, S.253.
[35] Ebenda.

VIII. Feuerbach hat die Mystik beansprucht; er zitiert einen Satz Fénelons: «Die Idee des Unendlichen ist das Unendliche, die Idee Gottes ist Gott selbst»[36]. Er interpretiert ihn folgendermassen: das Unendliche als Grund und das Unendliche als Gegenstand des Wissens oder der Idee ist nicht unterschiedslos dasselbe. Das Unendliche, sofern der Mensch davon spricht, entspricht dem Wunsch, selbst unendlich zu sein, das andere Unendliche ist das Erfülltsein, das Wirklichsein dieses Wunsches. Nur weil der Mensch sich in seiner Beschränkung erfährt, weiss er vom Unendlichen. Der Wille zeigt (dem «Wesen des Christentums» zufolge) neben Herz und Verstand das Wesen des Menschen. Ein nur gedachtes, aber nicht gewolltes Unendliches ist wesenloser Schatten. Deshalb denkt oder glaubt der Mensch einen Gott, weil er selbst Gott sein will, aber es wider seinen eigenen Willen nicht ist. Gewolltes Sein im Widerspruch zum wirklichen Sein ist gedachtes, vorgestelltes oder (besser) nur geglaubtes Sein. Der Glaube ist (für Feuerbach am Ende seines Denkweges) Vorstellung des Nichtseienden, aber eines Seinsollenden als Seienden.

«Der Mensch will Gott sein – das ist der geheime Ursprung» – aller Gottheiten: Theogonie. Der Mensch soll Gott sein, das ist der offen ausgesprochene Endzweck der Gottheit. Die Theogonie geht einher mit der Theophanie. Feuerbach nimmt die Erfahrung des Sonnenlichtes zu Hilfe: ein Mensch weiss von der Sonne nur durch die Sonne. Der Mensch kennt die Sonne, weil sie sich von sich selbst her zeigt. «Indem die Sonne als Licht sich mir offenbart, sagt sie mir, dass ihr Wille ist, es sei keine Finsternis, dass sie keine Freude am Dunkel hat ...»[37] Die Theophanie bekundet den Willen des Gottes, der Mensch antwortet auf seine Weise. Sagt der christliche Theologe: «Ich glaube von Gott, was er selbst befiehlt, von ihm zu glauben, was er selbst von sich aussagt», so der christliche Philosoph: «Ich denke nur von Gott, was er selbst sich denkt, was er mir vorgedacht», der lebendige, geistsinnliche Grieche aber: «Ich singe nur von Gott, was Gott von sich selbst mir vorgesungen, ich tanze nur mit meinen kunstverständigen Füssen»[38].

IX. Ist der Wunsch Ausdruck eines Mangels, einer Schranke, eines Nicht, eines Nichtsein oder Nichthabens oder Nichtkönnens, so ist er, auch wenn dies alles unfreiwillig genannt werden muss, selbst kein nur geduldiger, leidender, sondern ein sich gegen dies alles wehrender: ein revolutionärer Wunsch. «Der Wunsch ist ein Sklave der Not, aber ein Sklave mit dem Willen der Freiheit, ein Sohn der Armut, der penia, aber *der* Armut, welche die Mutter der Begierde, der Liebe, nicht nur der geschlechtlichen, sondern auch der

[36] GW 11, S.255.
[37] GW 7, S.234.
[38] GW 7, S.235.

sächlichen oder dinglichen Liebe ist, ein Gelüste, das nicht erst der moderne ‹Kommunismus oder Atheismus›, wie sich die Selbstsucht der Besitzenden weismacht, dem Pauperismus eingeimpft, sondern [das] von der Sprache der ‹heiligen› Schrift sogar als eins mit der Armut gedacht und bezeichnet wird»[39]. Wünschen ist göttlich wie menschlich; der Unterschied aber ist, dass sich mit göttlichem Wünschen unmittelbar die Tat verknüpft, das Wünschen zugleich auch das Wirken, das Hervorbringen des Gewünschten ist. Als Grundbedingung bzw. Grundvoraussetzung des Glaubens an eine Gottheit gilt Feuerbach der unbewusste Wunsch, ein von seinem Gegensatz befreiter Mensch zu sein. Das ist kein anderes Wesen, nur die andere Hälfte, die fehlt, die Ergänzung eines mangelhaften Wesens, eines im Widerspruch mit seinen Wünschen beschränkten Tatvermögens.

Auf diese Weise unterstreicht Feuerbach, dass der Gedanke der Gottheit kein religiöses Apriori impliziert, sondern einen Nicht-Gott, den Menschen selbst. Zuletzt sind es nur noch Namen, Worte, mit denen der Mensch Gott oder Natur oder Mensch, Theismus und Atheismus unterscheidet.

Atheismus ist Prosa, der Theismus ist Poesie, freilich nicht der moderne, der nur ein blasses, verwaschenes Gottesbild, befreit von Anthropomorphismen kennt. Der Atheismus sagt: gleich und gleich gesellt sich gern (er ist demokratisch); der Theismus sagt: die Gottheit führt und bringt den Gleichen zum Gleichen. Was der Atheismus zur Wirkung, zur Folge der Natur der Sache, der natürlichen Anziehungskraft des Gleichen macht, das macht der Theismus zur Handlung – und zwar zu einer absichtlichen, persönlichen, willkürlichen Tat. Wirkungen aber gehören der Prosa, Handlungen der Poesie. Prosaisch gedacht und gesprochen ist Gott Natur oder Mensch; poetisch gedacht und gesprochen ist die Natur oder der Mensch Gott: die Götter sind poetische Menschen[40].

X. Zwischen Gott und Mensch gibt es einen quantitativen, aber keinen qualitativen Unterschied; es gibt keinen Unterschied zwischen religiösen und nichtreligiösen Gefühlen bzw. Erfahrungen, wie immer sie im einzelnen zu beschreiben sind. In Gegenstellung zum Feuerbachschen Evolutionismus hebt Rudolf Otto[41] hervor, dass Religion in ihrem Kern nie Ergebnis eines historisch fassbaren oder psychologisch aufweisbaren Prozesses sein kann, dass vielmehr alle Religion mit sich selbst anfängt[42].

[39] GW 7, S.47f.
[40] GW 7, S.204.
[41] R.Otto, Das Heilige, S.5ff.
[42] Derselbe, Das Gefühl des Überweltlichen (sensus numinis), S.1.

Feuerbach hat sich einer genetisch-kritischen Methode[43] verpflichtet. Die Reihe anderer möglicher Methoden (Subtraktionsmethode, Isolations- und Interpretationsmethode usw.) bleibt ausser Acht im Rahmen der Diskussion, die Feuerbach mit allen an Religion Interessierten führen will[44].

Seine Methode, deren sich auch Hume und Freud bedienen, macht geltend, dass Religion ihren Ursprung nicht nur in Furcht und Hoffnung, sondern letztlich in einem urmenschlichen Wunsch erkennen lässt: dem Wunsch nach vollendeter Gerechtigkeit.

Feuerbach nennt die Sehnsucht des Menschen (als des Endlichen nach dem Unendlichen) in Wahrheit nur Sehnsucht des Kranken nach dem Gesundsein, des Gefangenen nach Freisein, des Zweifelnden nach Klarsein. Zweifel, Unfreiheit, Krankheit sind Anthropopathismen, menschliche Zustände, aber klar, frei, gesund sein - heisst Gott sein. «Klarheit, Freiheit, Gesundheit haben nichts ausser sich und über sich, was ihnen als Ideal vorschwebte, keinen Wunsch eines andern, eines Endes, sie sind in sich gesättigte Vollkommenheiten ... die Gottheit ist selbst nichts andres als die Freude, die eine menschliche Kraft oder Fähigkeit an ihrer Vollkommenheit oder Gesundheit hat; sie ist nicht *über* und *ausser* den menschlichen Kräften selbst, sondern nur über dem, was *innerhalb* einer Kraft der Mensch von ihr wegwünscht und wegdenkt; sie [die Gottheit] ist die menschliche Kraft selbst, nur befreit von den lästigen Beschränkungen, Zutaten und Anhängseln, womit sie im Menschen verbunden ist»[45]. Diese Analyse von Religion erweist Feuerbach als Vorläufer der psychoanalytischen Betrachtung.

Bei S. Freud z. B. ist zu lesen: «Wir sagen uns, es wäre schön, wenn es einen Gott gäbe als Weltenschöpfer und gütige Vorsehung, eine sittliche Weltordnung und ein jenseitiges Leben, aber es ist doch sehr auffällig, dass dies alles so ist, wie wir es uns gerne wünschen müssen»[46].

Durch solche Wunschbildungen wird die schmerzliche Seite der Welt korrigiert, so dass man unterstreichen kann: Religion ist der Ort, an dem die grössten Wünsche und Sehnsüchte der Menschheit geträumt worden sind - die grössten, d.h. die empirisch unerfüllbaren[47]. Werden alle dogmatischen Setzungen negiert, so bleibt doch dies Bedürfnis des Menschen nach unendlicher Gerechtigkeit.

[43] Feuerbach entwickelt die Grundzüge seiner genetisch kritischen Methode in der Auseinandersetzung mit Hegel: vgl. GW 9, S. 52f.

[44] Zu diversen Methoden der Religionsbetrachtung vgl. S. Holm, Religionsphilosophie, S. 72ff.

[45] GW 7, S. 300.

[46] S. Freud, Die Zukunft einer Illusion, GW XIV, S. 356.

[47] In diesen Zusammenhang ist die triebdynamische Psychologie und Anthropologie Wilhelm Reichs zu stellen.

Wünschen allein ist nichts, erst die ins Wünschen hineingenommene Erfüllung macht einen Wunsch echt, auch wenn realiter keine Erfüllung zu erwarten ist. Im Wunsch ist ein Intentum eingeschlossen, dort freilich, wo Erfüllung ausbleibt, bedarf es eines neuen Intentums: des Garanten der Erfüllung. Der Wunsch also verknüpft sich mit einem doppelschichtigen Intentum: dem Gewünschten und dem Garanten der Erfüllung (= Gott). Wo ein Gott auftaucht, ist Mangel und somit dem Menschen nicht Genüge getan. Theophanie indiziert deshalb stets ein menschliches Ungleichgewicht. Wenn Menschen mit anderen Menschen nicht in ständigem (demokratischen) Ausgleich leben, ist ihr Unausgeglichenes im Ausgeglichenen einer jenseitigen göttlichen Sphäre kompensiert. Diese göttliche Sphäre zeigt sich in ihrer anthropologischen Relevanz als immanent, wenn Menschen in bedingungsloser Solidarität zueinander stehen. Feuerbach nimmt den Ausgang im Unvollkommenen und erklärt von daher das Vollkommene (das Göttliche): das transzendente Unbestimmbare vom irdisch Bestimmbaren. Theogonie ereignet sich in einem Gefühl, das entweder positiv oder negativ ist. Das negative Gefühl verrät das Ungleichgewicht, das der religiös Verehrende auf seinen Gott wirft, um Gleichgewicht zu erlangen. Fühlt sich der Mensch im Gleichgewicht, d.h. hält er aus, was an Spannung beharrt, spannt er selbst zusammen, was an Gegensätzen in sein Leben fällt, so ist dies ein theogonischer Vollzug, der kein konturiertes Gottesbild im tradierten Sinn produziert. Hier dürfte, versucht man eine Linie zu Nietzsche zu ziehen, der Übermensch anzusiedeln sein[48].

Theogonischer Wunsch ist gezielte Kontingenzbewältigung, Wunsch nach Kraft, Grenzsituationen durchzustehen. Wer aber die Kraft nicht in sich selbst findet, nimmt sie von einem Anderen, einem Göttlichen, einem Gott extra hominem[49].

Es gibt im Verständnis Feuerbachs keine tradierte Religion und innerhalb dieser keinen Gott, der nicht etwas mit den Wünschen des Menschen zu tun hat, weil kein Mensch ja ohne Wunsch leben kann[50].

XI. Das heisst, anders formuliert, Feuerbach sucht den Gott, den wirklichen hier und jetzt. Um dies Ziel anstreben zu können, ruft er die Existenz, das wirkliche und ganze Wesen des Menschen als Prinzip der Erkenntnis und Kriterium der Wahrheit aus. Gott tritt für die Menschen ein, wie z.B. der Arzt für den Kranken, der Vater für das Kind. Ein echter Vater, der seinen Namen ver-

[48] F. Nietzsche, KGA VI, 3, S. 342.

[49] Feuerbachs Grundanliegen in seiner Religionskritik ist das Einsichtigmachen der Illusion dieses Bezugs, wobei die Frage entsteht, in welcher Weise Feuerbach zu den Mystikern zu rechnen ist.

[50] GW 6, S. 78ff.

dient, will nicht das Gegenteil von dem, was das Kind will; er will dessen Wohl und Glück. «Vaterliebe ist nur (dann) die wahre, die Zukunft vertretende, die vorsehende», wenn sie den Gegensatz zur blinden Selbstliebe des Kindes bildet[51]. Sie ist als solche göttlich.

Es ist der ganze, leibliche, sinnliche Bezug, der zwischen Menschen waltet, auf den Feuerbach Religion zu reduzieren trachtet. Korrektiv gegen alles abstrakte Denken sollen die Sinne sein. Sie sind Zeugen für das reale Sein. Feuerbach beschränkt das Wirkliche auf das Sinnliche – freilich so, dass schliesslich nichts weniger als die Liebe «Kriterium des Seins – das Kriterium der Wahrheit und Wirklichkeit ist»[52]. Realisierung des wirklichen Gottes – das ist das alles beherrschende Thema der Denkbemühung Feuerbachs, aber nicht mehr als Sache des reinen Denkens, sondern im Bereich realer Erfahrung. Realisierung auch nicht definitiv nur auf Kosten der Religion und Gottesidee, sondern als Versöhnung der Sache der Religion mit der Welt der Erfahrung, als Synthese von religiöser Bestimmung und Anthropologie. Die direkte auf die materielle Natur bezogene Realisierung des Göttlichen trifft sich mit einem Sinn für Mensch und für Erde, wie er später – tiefer und nachhaltiger auf die kommende Zeit hin – von Nietzsche bedacht wurde[53].

Feuerbach meint, seine neue Philosophie müsse das Herz zu Verstand bringen, ohne aber dessen Bedürfnisse falsch zu verstehen oder zu negieren. Der neue Humanismus heisst Anthropotheismus, der sich die positiven Eigenschaften der Religion, die Bejahung der menschlichen Bedürfnisse zu eigen macht. Hans Martin Sass hat mit einem Satz die Theogonie in diese Perspektive gerückt: «Diesmal untermauerte Feuerbach seine Theorie der religiösen Entfremdung triebpsychologisch. Entgegen dem Urteil der Zeitgenossen verrät diese Schrift – fast 50 Jahre vor Freuds Studien zu Totem und Tabu – hohe Sensibilität für später psychoanalytisch und tiefenpsychologisch gedeutete religionspsychologische Phänomene»[54].

Damit ist aber auch das Feld der Philosophie verlassen, in dem die Religionskritik mit dem «Wesen des Christentums» und die dieses vorbereitenden und begleitenden Schriften ihren Aufstieg nahm. Feuerbach hebt früher schon hervor, dass es ihm um nichts anderes gehe, als den Menschen, den ganzen, leibhaften Menschen zur Sache der Philosophie zu machen – ein Bemühen, das notwendig zuletzt dahin komme, die Philosophie aufzuheben. «Die wahre Philosophie ist die Negation der Philosophie, ist *keine* Philosophie»[55].

[51] GW 7, S.307.
[52] GW 9, S.319.
[53] F.Nietzsche, KGA VI, 2, S.429.
[54] H.-M.Sass, S.117.
[55] GW 10, S.185.

Literatur

W.Bolin, Biographische Einleitung zu: L.Feuerbach, Sämtliche Werke, Bd.XII/XIII, Stuttgart 1963 (SW).
L.Feuerbach, Gesammelte Werke, hg. v. W.Schuffenhauer, Berlin-O. 1967ff. (GW).
S.Freud, Gesammelte Werke, London 1955 (GW).
K.Grün, Ludwig Feuerbachs philosophische Charakterentwicklung. Sein Briefwechsel und Nachlass, 2 Bde, Leipzig und Heidelberg 1874.
S.Holm, Religionsphilosophie, Stuttgart 1960.
F.Nietzsche, Werke, Kritische Gesamtausgabe, hg. v. G.Colli und M.Montinari, Berlin-W. 1967ff. (KGA).
R.Otto, Das Heilige, 26.–28.Aufl., München 1947; Das Gefühl des Überweltlichen (sensus numinis), München 1932.
A.Ruge, Briefe über Ludwig Feuerbach und seine Theogonie, in: Deutsches Museum, hg. v. R.Prutz, Leipzig 1858, S.836ff., S.128ff., S.238ff. (A.Ruge, Briefe ...).
H.-M.Sass, Ludwig Feuerbach in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek 1978.